

324. Im Tempel am Laubhüttenfest

Jesus ist auf dem Weg zum Tempel. Eine Gruppe von Jüngern geht ihm voraus, während die Gruppe der Jüngerinnen, bestehend aus der Mutter, Maria des Klopas, Maria Salome, Susanna, Johanna des Chuza, Elisa von Bet-Zur, Annalia von Jerusalem, Marta und Marcella, ihm nachkommt. Magdalena ist nicht dabei. Um Jesus herum die zwölf Apostel und Margziam.

Jerusalem zeigt sich in der ganzen Pracht der festlichen Tage. Volk aller Herren Länder füllt die Straßen. Gesänge, Reden, gemurmelte Gebete, Flüche der Eselstreiber, vereinzeltes Kinderweinen ... Und über dem Ganzen ein klarer Himmel, der zwischen den Häusern herunterschaut, und eine heitere Sonne, die die Farben der Gewänder belebt und die sterbenden Farben der Laubengänge und Bäume, die hinter den Mauern der verschlossenen Gärten oder Terrassen zu sehen sind, aufleuchten lässt.

Bisweilen begegnet Jesus ihm bekannten Personen, und der Gruß ist mehr oder weniger ehrerbietig, je nach Stimmung des Begegneten. So ist der Gruß Gamaliels tief, jedoch bemessen; er blickt dabei Stephanus, der ihm aus der Gruppe der Jünger zulächelt, scharf an und ruft ihn, nachdem er sich vor Jesus verbeugt hat, auf die Seite, um einige Worte an ihn zu richten, worauf Stephanus zu seiner Gruppe zurückkehrt. Ehrfurchtvoll ist der Gruß des alten Synagogenvorstehers Klopas von Emmaus, der ebenfalls mit seinen Mitbürgern zum Tempel geht. Schroff wie eine Verwünschung ist die Erwiderung des Grußes durch die Pharisäer aus Kafarnaum.

Ein Sich-nieder-Werfen in den Staub und ein Küsselfen der Füße Jesu ist der Gruß der Bauern Johans, die vom Verwalter angeführt werden. Die Menge bleibt erstaunt stehen, um diese Gruppe von Menschen zu beobachten, die sich an einer Wegkreuzung zu Füßen eines jungen Mannes niederwerfen, der weder ein Pharisäer noch ein berühmter Schriftgelehrter, weder ein Satrap noch ein mächtiger Höfling ist; manch einer fragt, wer er wohl sei, und ein Gemurmel wird laut: »Es ist der Rabbi von Nazaret, der, der Messias sein soll.«

Proselyten und Heiden drängen sich neugierig um die Gruppe und drücken sie an die Mauer. Sie versperren den anderen Pilgern den Weg, bis eine Schar Eselstreiber das Hindernis fluchend auseinanderjagt.

Doch die Menge schließt sich sofort wieder zusammen, wobei die Frauen von den Männern – anspruchsvoll und brutal in ihren Äußerungen, die auch von Glauben zeugen – getrennt werden. Alle wollen die Kleider Jesu berühren, ihm ein Wort sagen, ihn etwas fragen. Aber es ist verlorene Mühe, denn ihr eigenes, eiliges, ungestümes und unruhiges Gedrängel bewirkt, daß es keinem gelingt, und auch die Fragen und Antworten gehen in einem unverständlichen Lärm unter.

Der einzige, der sich nicht an dem Durcheinander beteiligt, ist der Großvater Margziams, der mit einem Schrei auf den Schrei des Enkels geantwortet und gleich nach der Begrüßung des Meisters den Jungen an sein Herz gedrückt hat. Auf den Fersen hockend, die Knie am Boden, nimmt er ihn auf den Schoß, liebkost ihn unter Tränen und Küsselfen, stellt ihm Fragen und hört ihm zu. Der Alte ist so glücklich, als wäre er schon im Paradies.

Die römischen Soldaten stürzen herbei, weil sie glauben, ein Streit sei ausgebrochen. Doch als sie Jesus sehen, lächeln sie nur und ziehen sich beruhigt zurück; sie begnügen sich damit, den Anwesenden zu raten, die wichtige Straßenkreuzung freizugeben. Jesus gehorcht ihnen sofort. Er benutzt den von den Römern geschaffenen freien Raum, die ihm einige Schritte vorausgehen, wie um ihm einen Weg zu bahnen, in Wirklichkeit aber um auf ihren Posten zurückzukehren; denn die römische Wache ist sehr verstärkt worden, so als ob Pilatus wußte, daß unter den Menschen Unzufriedenheit herrscht und daher in diesen Tagen, da Jerusalem von Hebräern wimmelt, die aus allen Himmelsrichtungen gekommen sind, ein Aufstand stattfinden könnte.

Es ist schön, Jesus zu sehen, dem der römische Trupp vorausgeht und einen Weg bahnt, wie einem König, der sich zu seinen Besitztümern begibt. Er hat dem Kind und dem Alten durch eine Gebärde zu verstehen gegeben: »Bleibt beisammen und folgt mir«, und zum Aufseher sagt er: »Ich bitte dich, überlasse mir deine Leute. Sie sollen bis heute abend meine Gäste sein.«

Der Verwalter antwortet ehrerbietig: »Alles, was du willst, soll geschehen«, und nach einer tiefen Verneigung geht er allein von dannen.

Jesus ist nun ganz nahe beim Tempel, und das Menschengewühl gleicht sehr dem Gewimmel der Ameisen am Eingang eines Ameisenhaufens; es wird noch größer, als ein Landarbeiter Johanans ruft: »Da ist der Gutsherr!« Er fällt auf die Knie, um ihn zu grüßen, und andere tun es ihm nach.

Jesus bleibt mitten in der Gruppe der Bauern stehen, die sich um ihn geschart und nun zu Boden geworfen haben. Er schaut in die bezeichnete Richtung und begegnet dem Blick eines Pharisäers, der mir nicht unbekannt ist; aber ich kann mich nicht erinnern, wo ich ihn gesehen habe. Der Pharisäer Johanan ist von anderen Angehörigen seiner Kaste umgeben: ein Haufen kostbarer Stoffe, Fransen, Spangen, Gürtel und Pomp, alles reicher als bei gewöhnlichen Sterblichen. Johanan schaut aufmerksam auf Jesus: ein Blick reiner Neugierde, jedoch nicht ehrfurchtslos. Er grüßt sogar und neigt steif und kaum merklich seinen Kopf. Es ist immerhin ein Gruß. Auch zwei oder drei andere Pharisäer grüßen, während wieder andere verächtlich auf ihn blicken oder vorgeben, anderswohin zu schauen; lediglich einer erlaubt sich eine Beleidigung. Nur darum kann es sich handeln, denn ich sehe, daß alle, die Jesus umgeben, zusammenzucken und selbst Johanan dreht sich plötzlich um, um den Beleidiger mit einem vernichtenden Blick zurechzuweisen. Dieser ist jünger als Johanan und hat harte, ausgeprägte Gesichtszüge.

Als sie vorbei sind und die Bauern zu reden wagen, sagt einer von ihnen: »Es ist Doras, der dich verflucht hat, Meister.«

»Laß ihn nur machen. Ich habe euch, die ihr mich preist«, erwidert Jesus ruhig.

An einem Torbogen steht Manaen mit einigen anderen. Als er Jesus sieht, erhebt er mit einem Freudenruf die Arme: »Glücklich der Tag, da ich dich finde!« und geht mit seinen Begleitern auf Jesus zu. Er grüßt ihn ehrfurchtvoll unter dem schattigen Torbogen, wo ihre Stimmen wie unter einer Kuppel widerhallen.

Während er ihm Ehre erweist, kommen dicht an der Apostelgruppe die Vettern Simon und Josef mit anderen Nazarenern vorbei; sie grüßen nicht ... Jesus betrachtet sie schmerzlich berührt, sagt aber nichts. Judas und Jakobus sprechen erregt miteinander, und Judas rennt unwillig davon, ohne daß der Bruder ihn zurückhalten könnte. Doch Jesus ruft ihn mit so gebieterischer Stimme zurück: »Judas, komm hierher!« daß der unruhige Sohn des Alphäus kehrtmacht ...

»Laß sie nur. Sie sind Samenkörner, die den Frühling noch nicht verspürt haben. Laß sie im Dunkel der harten Scholle. Ich werde in sie eindringen, selbst wenn die Scholle zu einem geschlossenen Jaspis um den Samen würde. Wenn die Zeit gekommen ist, werde ich es tun.« Aber stärker als die Antwort Judas des Alphäus ertönt das trostlose Weinen Marias des Alphäus. Das anhaltende Weinen eines gedemütigten Menschen.

Doch Jesus wendet sich ihr nicht zu, um sie zu trösten, obwohl ihr Klagen laut unter dem Gewölbe hallt. Er spricht weiter mit Manaen, der sagt: »Diese meine Begleiter sind Jünger des Johannes. Sie wollen ebenso wie ich dir angehören.«

»Der Friede sei mit den guten Jüngern! Dort vorne sind Matthias, Johannes und Simeon, die für immer bei mir sind. Ich nehme euch in die Schar meiner Jünger auf, wie ich sie aufgenommen habe, denn mir sind alle lieb und teuer, die vom heiligen Vorläufer zu mir kommen.«

Die Tempelmauern sind erreicht. Jesus gibt Iskariot und Simon dem Zeloten Anweisungen für den Kauf der liturgischen Opfergaben. Dann ruft er den Priester Johannes zu sich und sagt: »Du, der du von hier bist, lade einige Leviten ein, von denen du weißt, daß sie würdig sind, die Wahrheit kennenzulernen; denn dieses Jahr kann ich wahrlich ein Fest der Freude feiern. Nie mehr wird ein Tag so herrlich sein ... «

»Warum, Meister?« fragt der Schriftgelehrte Johannes.

»Weil ich euch alle um mich habe, entweder sichtbar gegenwärtig oder in eurem Geist.«

»Aber wir werden doch immer bei dir sein und mit uns viele andere!« versichert ungestüm der Apostel Johannes, dem alle beistimmen.

Jesus lächelt und schweigt, während der Priester Johannes zusammen mit Stephanus in den Tempel vorausgeht, um den Auftrag auszuführen. Jesus ruft ihnen nach: »Wir treffen

uns im Vorhof der Heiden.«

Sie treten ein und begegnen sogleich Nikodemus, der eine tiefe Verbeugung macht, sich Jesus jedoch nicht nähert, sondern nur ein friedvolles Lächeln mit dem Meister austauscht. Während die Frauen stehenbleiben, wo es ihnen erlaubt ist, begibt sich Jesus mit den Jüngern zum Gebet an den Ort der Hebräer. Nachdem alle Riten vollzogen sind, kommt er zurück, um mit den im Vorhof der Heiden Wartenden zusammenzutreffen.

Die sehr weiten und hohen Säulenhallen sind voller Menschen, die den Lesungen der Rabbis lauschen. Jesus begibt sich dorthin, wo er die beiden Apostel und die vorausgesandten Jünger warten sieht. Sofort bildet sich eine Gruppe um ihn; zu den Aposteln und Jüngern gesellen sich zahlreiche Personen aus der Menschenmenge im marmornen Hof. Die Neugierde ist so groß, daß auch einige Schüler der Rabbis – ich weiß nicht, ob freiwillig oder von ihren Meistern geschickt – sich der Gruppe um Jesus anschließen.

Jesus fragt ganz unvermittelt: »Warum drängt ihr euch so um mich? Sagt es. Ihr habt doch bekannte und weise Rabbis, die ein großes Ansehen genießen. Ich bin der Unbekannte, der Unerwünschte.

Warum kommt ihr also zu mir?«

»Weil wir dich lieben«, sagen einige, und andere: »Weil deine Worte anders sind als die der anderen«, und wieder andere: »Um deine Wunder zu sehen«, und: »Weil wir von dir gehört haben«, und: »Nur du allein hast Worte des ewigen Lebens, und deine Werke entsprechen deinen Worten«, und schließlich: »Weil wir uns deinen Jüngern anschließen wollen.«

Jesus schaut jeden einzelnen Sprecher an, als wolle er ihn mit seinem Blick durchbohren, um seine verborgensten Gefühle kennenzulernen, und mancher, der dem Blick nicht standhält, entfernt sich oder versteckt sich wenigstens hinter einer Säule oder hinter Leuten, die größer sind als er. Jesus fährt fort:

»Aber wißt ihr auch, was es heißt und was es sein soll, mir nachzufolgen? Ich antworte nur auf diese Worte, denn die Neugierde verdient keine Antwort, und wer nach meinen Worten hungert, hat folglich auch Liebe zu mir und das Verlangen, sich mir anzuschließen. Die Leute, die mit mir gesprochen haben, kann man in zwei Gruppen aufteilen: in die der Neugierigen, denen ich keine Aufmerksamkeit schenke, und in die guten Willens, die ich ohne Täuschung über das Ausmaß dieser Berufung unterrichte.

Mir als Jünger nachzufolgen will heißen, auf jede andere Liebe zu verzichten und nur eine einzige Liebe zu haben: die Liebe zu mir. Eigenliebe, sündige Liebe zu Reichtum, Sinnlichkeit oder Macht, ehrenhafte Gattenliebe, heilige Liebe zur Mutter und zum Vater, natürliche Liebe zu den Kindern und den Geschwistern, all das muß meiner Liebe weichen, wenn einer mir angehören will. Wahrlich, ich sage euch: freier als die Vögel, die in den Lüften umherschweifen, müssen meine Jünger sein, und freier als die Winde, die am Firmament dahinziehen und von niemandem und von nichts aufgehalten werden können. Frei, ohne schwere Ketten, ohne die Bande irdischer Liebe, ohne die feinen Spinngewebe selbst der leichtesten Schranken. Der Geist ist wie ein zarter Schmetterling, der im schweren Kokon des Fleisches eingeschlossen ist, und es genügt das schillernde, feine Gewebe einer Spinne, um seinen Flug zu erschweren oder ganz zu verhindern. Diese Spinne ist die Sinnlichkeit und die Trägheit im Opferbringen. Ich will alles, ohne Rückhalt. Der Geist bedarf dieser Freiheit im Geben, dieser Hochherzigkeit im Schenken, um die Gewißheit zu haben, daß er nicht im Spinngewebe der Zuneigungen, der Gewohnheiten, der Erwägungen und der Befürchtungen hängenbleibt; im dichten Spinngewebe, das von der riesenhaften Spinne, dem Seelenräuber Satan, gewoben wird.

Wenn einer zu mir kommen will und nicht heiligmäßig seinen Vater, seine Mutter, seine Gattin, seine Kinder, seine Brüder und Schwestern, ja, sogar sein eigenes Leben haßt, kann er nicht mein Jünger sein. Ich habe gesagt: „heiligmäßig“. Ihr sagt in eurem Herzen: „Haß kann nie heilig sein, er selbst lehrt es. Daher widerspricht er sich.“ Nein. Ich widerspreche mir nicht. Ich sage, man soll hassen, was die wahre Liebe beschwert: die leidenschaftliche, ergebundene Liebe zu Vater und Mutter, zu Frau und Kindern, zu Brüdern und Schwestern und zum eigenen Leben. Andererseits verlange ich von euch, daß ihr eure Verwandten und das Leben mit der leichten Freiheit, die der Seele eigen ist, liebt. Liebt sie

in Gott und durch Gott, doch zieht sie niemals Gott vor, und seid darum bemüht, sie zu dem Gott zu führen, bei dem der Jünger schon ist, zum Gott der Wahrheit. So werdet ihr die Verwandten und Gott heiligmäßig lieben, die beiden Arten der Liebe miteinander versöhnen, und die Bande des Blutes nicht zur Last, sondern zu Flügeln, nicht zur Schuld, sondern zur Gerechtigkeit werden lassen. Ihr sollt auch bereit sein, euer Leben zu hassen, um mir zu folgen. Derjenige haßt sein Leben, der es in meinen Dienst stellt und nicht fürchtet, es zu verlieren oder, menschlich gesprochen, es traurig zu verbringen. Aber es ist nur ein scheinbarer Haß, ein Gefühl, das irrtümlicherweise Haß genannt wird von dem Menschen, der sich nicht über sein rein irdisches Dasein erheben kann und nur wenig über dem Tier steht. In Wirklichkeit ist dieser scheinbare Haß, der im Verzicht auf sinnliche Befriedigungen besteht, um den Geist besser gedeihen zu lassen, Liebe. Liebe, und zwar die höchste und segensreichste Liebe, die es gibt.

Dieser Verzicht auf niedrige Genugtuungen und auf die Sinnlichkeit der Zuneigung, dieses Auf-sich-Nehmen von Tadel und ungerechten Bemerkungen, diese Gefahr, bestraft, verschmäht, verflucht und vielleicht sogar verfolgt zu werden, bedeuten eine Reihe von Qualen für uns. Aber man muß sie umarmen und sie auf sich nehmen wie ein Kreuz, wie einen Schandpfahl, an dem man jede vergangene Schuld sühnt, um gerechtfertigt vor Gott zu erscheinen, von dem wir jegliche Gnade, die wahre, mächtige heilige Gnade Gottes empfangen, auch für jene, die wir lieben. **Wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und mir nicht nachfolgt, kann nicht mein Jünger sein.**

Überlegt es euch daher sehr gut, ihr, die ihr sagt: „Wir sind gekommen, um uns deinen Jüngern anzuschließen.“ Es ist keine Schande, sondern Weisheit, wenn man sich prüft und dann sich selbst und den anderen bekennt: ich habe nicht das Zeug, ein Jünger zu werden. Selbst die Heiden haben als Grundlage einer ihrer Lehren die Notwendigkeit, „sich selbst zu erkennen“, und ihr Israeliten, wäret ihr dazu nicht fähig, um den Himmel zu erringen?

Denn, erinnert euch immer: selig jene, die zu mir kommen werden. Aber besser ist es, nicht zu kommen und Sohn des Gesetzes zu bleiben wie bisher, als mich und den, der mich gesandt hat, zu verraten.

Wehe denen, die gesagt haben: „Ich komme“, und dann Christus schaden, weil sie die christliche Lehre verraten, die den Kleinen und den Guten Ärgernis geben! Wehe ihnen! Dennoch wird es sie geben, und immer wird es sie geben!

Macht es daher wie der Mensch, der einen Turm bauen will. Zuerst berechnet er genau die Kosten und zählt sein Geld, um zu sehen, ob er genügend hat, um ihn fertigzustellen; damit er, wenn die Grundmauern einmal beendet sind, nicht die Arbeit einstellen muß, weil kein Geld mehr da ist. In diesem Fall würde er auch das verlieren, was er zuvor hatte, ohne Turm und ohne Geld bleiben und sich noch dazu den Spott der Menschen zuziehen, die sagen würden: „Dieser hier hat zu bauen angefangen, ohne fertigbauen zu können. Nun kann er sich den Bauch mit den Ruinen seines unvollendeten Bauwerkes füllen.“

Macht es auch wie die irdischen Könige und zieht aus den nichtigen Ereignissen dieser Welt eine übernatürliche Lehre. **Wenn ein König Krieg gegen einen anderen König führen will, überlegt er alles, das Für und Wider ruhig und sorgfältig.** Er berechnet, ob der Nutzen, den er von der Eroberung hat, das Lebensopfer seiner Untergebenen wert ist. Er prüft, ob seine Streitkräfte, die zwar tapfer, aber auch geringer an Zahl als die des Gegners sind, einen Ort erobern können; und wenn ein König sich eingestehen muß, daß es unwahrscheinlich ist, daß zehntausend Mann zwanzigtausend besiegen, wird er, bevor er es zum Krieg kommen läßt, dem Gegner eine Gesandtschaft mit reichen Geschenken schicken, um ihn zu besänftigen und den Verdacht zu beseitigen, den er durch seine Kriegsvorbereitungen erweckt hat. Er wird ihn mit Freundschaftsbezeugungen entwaffnen und einen Friedensvertrag mit ihm abschließen, der tatsächlich immer noch vorteilhafter ist als Krieg, sowohl in menschlicher als auch in geistiger Hinsicht.

So müßt auch ihr es machen, bevor ihr ein neues Leben beginnt und der Welt entgegentretet. Denn dies ist die Aufgabe meiner Jünger: aufzutreten gegen die stürmischen und wilden Strömungen der Welt, des Fleisches und Satans. **Wenn es euch an Mut fehlt, aus Liebe zu mir auf alles zu verzichten, dann kommt nicht zu mir, denn ihr könnt nicht meine Jünger sein.«**

»Gut. Was du sagst, ist wahr«, bestätigt ein Schriftgelehrter, der sich unter die Gruppe gemischt hat. »Aber wenn wir uns aller Dinge entäußern, womit können wir dir dann dienen? Das Gesetz hat Gebote, die wie Münzen sind, die Gott den Menschen gibt, damit sie sich mit ihnen das ewige Leben erkaufen. Du sagst: „Verzichtet auf alles“, und nennst den Vater, die Mutter, die Reichtümer, die Ehren. Gott hat uns diese Dinge gegeben und durch den Mund Moses gesagt, man solle sie heiligmäßig benützen, um gerecht in den Augen Gottes zu erscheinen. Wenn du uns alles wegnimmst, was gibst du uns dafür?«

»Die wahre Liebe, ich habe es gesagt, o Rabbi. Ich gebe euch meine Lehre, die kein Jota vom alten Gesetz wegnimmt, sondern es noch vervollkommenet.«

»Dann sind wir alle gleicherweise Jünger, denn wir haben alle dieselben Dinge.«

»Wir haben sie alle nach dem mosaischen Gesetz. Aber nicht alle haben sie nach dem von mir im Geist der Liebe vervollkommeneten Gesetz, und nicht alle erwerben durch dieses die gleichen Verdienste. Auch meine eigenen Jünger werden nicht alle die gleiche Anzahl von Verdiensten erwerben, und manch einer wird sogar seine einzige Münze verlieren: die Seele.«

»Wie? Wem mehr gegeben wird, dem wird auch mehr verbleiben. Deine Jünger, besser noch, deine Apostel, folgen dir in deiner Sendung und kennen deine Lehre. Sie haben am meisten bekommen. Auch die wirklichen Jünger haben sehr viel bekommen, weniger die, die nur dem Namen nach deine Jünger sind, und gar nichts jene, die, wie ich, dir nur zufällig zuhören. Es ist selbstverständlich, daß im Himmel die Apostel am meisten, die wirklichen Jünger viel, die Jünger dem Namen nach weniger, und die, wie ich, gar nichts erhalten werden.«

»Menschlich gesprochen ist es selbstverständlich, aber nur menschlich gesprochen. Denn nicht alle sind fähig, die erhaltenen Güter nutzbringend zu verwenden. Höre dieses Gleichnis und verzeih, wenn ich allzulange hier belehre. Aber ich bin die vorüberfliegende Schwalbe und halte mich nur kurz im Haus des Vaters auf, da ich für die ganze Welt gekommen bin und da diese kleine Welt des Tempels von Jerusalem nicht will, daß ich den Flug unterbreche und dort bleibe, wohin die Ehre des Herrn mich ruft.«

»Warum sprichst du so?«

»Weil es die Wahrheit ist.«

Der Schriftgelehrte blickt umher und senkt dann den Kopf. Daß es die Wahrheit ist, sieht er auf allzu vielen Gesichtern der Synedristen, Rabbis und Pharisäer geschrieben, die dazu beigetragen haben, den Auflauf um Jesus bedeutend zu vergrößern. Gesichter, die grün vor Galle oder purpurrot vor Zorn sind, und Blicke, die unausgesprochene Fluchworte und giftiger Geifer sind. Überall gärt der Groll und der Wunsch ist sichtbar, dem Heiland zu schaden, und wenn es bei dem Wunsch bleibt, dann nur aus Furcht vor den vielen, die den Meister mit Verehrung umringen und zu allem bereit wären, um ihn zu verteidigen; aus Furcht, von Rom bestraft zu werden, das Milde walten läßt gegenüber dem friedlichen Meister von Galiläa.

Jesus fährt in Ruhe fort, in einem Gleichnis seine Gedanken darzulegen:

»Ein Mann, der die Absicht hatte, eine weite Reise zu unternehmen, die eine längere Abwesenheit erforderte, rief alle seine Diener zusammen und übergab ihnen alle seine Güter. Dem einen gab er fünf Silbertalente, dem anderen zwei Silbertalente und einem dritten ein Goldtalent, einem jeden nach seinem Rang und seiner Tüchtigkeit. Dann reiste er ab.

Der Diener, der fünf Talente Silber erhalten hatte, handelte geschickt, und nach einiger Zeit brachten sie ihm fünf weitere Talente ein. Der Diener mit den zwei Silbertalenten tat dasselbe und verdoppelte die erhaltene Summe. Der aber, dem der Herr am meisten gegeben hatte, ein Talent aus echtem Gold, nahm es und machte aus Furcht vor seiner eigenen Unfähigkeit, vor Dieben und vor tausend anderen eingebildeten Dingen und vor allem aus Trägheit eine große Grube in die Erde und verbarg darin das Geld seines Herrn.

Viele, viele Monate gingen vorüber, und schließlich kehrte der Herr zurück. Er rief sofort seine Diener zu sich, damit sie Rechenschaft über das ihnen übergebene Geld ablegten. Es kam der, der die fünf Silbertalente erhalten hatte, und sagte: „Hier, mein Herr. Du hast mir fünf Talente gegeben. Es schien mir nicht recht, das von dir erhaltene Geld einfach liegen zu

lassen. Ich habe mich umgetan und dir weitere fünf Talente dazuverdient. Mehr vermochte ich nicht ... „Gut, sehr gut, du guter und getreuer Knecht. Du bist im kleinen treu, willig und ehrlich gewesen. Ich will dich über viele meiner Güter setzen. Nimm teil an der Freude deines Herrn!“

Dann kam der andere, der zwei Talente erhalten hatte, und sagte: „Ich habe mir erlaubt, dein Geld zu deinem Nutzen zu gebrauchen. Hier sind die Abrechnungen, die dir zeigen, wie ich dein Geld verwendet habe. Siehst du? Es waren zwei Silbertalente. Nun sind es vier. Bist du zufrieden, mein Herr?“ Und der Herr gab diesem guten Knecht die gleiche Antwort, die er dem ersten gegeben hatte.

Zuletzt kam auch der, der das größte Vertrauen des Herrn genossen und von ihm ein Goldtalent erhalten hatte. Er nahm es aus seinem Kästchen und sagte: „Du hast mir am meisten anvertraut, denn du weißt, daß ich klug und treu bin, so wie ich weiß, daß du anspruchsvoll und streng bist und keine Verluste duldest und, wenn dir Unglück zustößt, dich an dem rächst, der dir am nächsten steht. Du erntest, wo du nicht gesät hast, sammelst in Wahrheit ein, wo du nicht ausgestreut hast. Du läßt deinem Bankier oder deinem Verwalter keinen Pfennig nach, in keinem Fall. Du willst das Geld, das du geforderst hast. So habe ich aus Furcht, deinen Besitz zu vermindern, das Geld genommen und es versteckt. Niemandem habe ich vertraut, nicht einmal mir selbst. Jetzt habe ich es ausgegraben und gebe es dir zurück! Hier ist dein Talent.“

„Oh, du schlechter, fauler Knecht! Du hast mich wahrlich nicht geliebt, denn du hast mich nicht gekannt und hast nicht danach getrachtet, einen Gewinn mit dem dir anvertrauten Geld zu machen. Du hast das Vertrauen, das ich dir geschenkt habe, verraten und dich selbst Lügen gestraft, dich selbst angeklagt und verurteilt. Du hast gewußt, daß ich ernte, wo ich nicht gesät habe, daß ich sammle, wo ich nicht ausgestreut habe. Warum hast du nicht dafür gesorgt, daß ich einsammeln und ernten kann? So antwortest du auf mein Vertrauen? So wenig kennst du mich? Warum hast du das Geld nicht einem Bankier gebracht? Dann hätte ich es bei meiner Rückkehr wenigstens mit Zinsen abheben können. Ich selbst hatte dich mit besonderer Sorgfalt darin unterwiesen, und du, törichter Müßiggänger, hast nichts getan. Es seien dir daher das Talent und alle deine anderen Güter genommen. Sie sollen dem gegeben werden, der die zehn Talente hat.“

„Aber er hat doch schon zehn, während dem anderen nichts mehr bleibt ...“ entgegnete man ihm.

„So ist es recht. Wer ein Kapital hat und es arbeiten läßt, dem wird noch mehr gegeben werden, im Überfluß. Aber wer nichts hat, weil er nichts haben wollte, dem wird auch das noch genommen, was ihm gegeben wurde. Der unnütze Knecht, der mein Vertrauen mißbraucht und die ihm verliehenen Gaben nicht benutzt, soll aus meinem Besitztum entfernt werden und weinend und sich in seinem Herzen anklagend seines Weges ziehen.“

Dies ist das Gleichnis. Wie du siehst, o Rabbi, ist dem, der am meisten hatte, am wenigsten geblieben, weil er die Gabe Gottes nicht zu benützen verstand. Es ist nicht gesagt, daß nicht einer von denen, die nur dem Namen nach Jünger sind oder mir nur zufällig zuhören und die als einzige Münze ihre Seele haben, das Goldtalent und auch die Zinsen dafür erhalten kann, die einem der am meisten Begünstigten weggenommen werden. Zahllos sind die Überraschungen des Herrn, denn unberechenbar sind die Reaktionen der Menschen. Ihr werdet sehen, daß Heiden zum ewigen Leben gelangen und Samariter den Himmel besitzen; und ihr werdet sehen, wie reine Israeliten und selbst einige meiner Nachfolger den Himmel und das ewige Leben verlieren.«

Jesus schweigt und wendet sich der Tempelmauer zu, als wolle er jede weitere Diskussion vermeiden. Aber ein Lehrer des Gesetzes, der sich unter dem Torbogen niedergesetzt hatte, um ernsthaft zuzuhören, steht auf, stellt sich vor Jesus hin und fragt: »Meister, was muß ich tun, um das ewige Leben zu erlangen? Du hast anderen geantwortet, antworte auch mir!«

»Warum willst du mich versuchen? Warum willst du lügen? Hoffst du, daß ich etwas sage, was nicht mit dem Gesetz übereinstimmt, weil ich Gedanken anfüge, die es erklären und vervollkommen? Was steht im Gesetz geschrieben? Antworte mir! Welches ist sein wichtigstes Gebot?«

„Du sollst den Herrn deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen, aus deiner ganzen Seele, mit allen deinen Kräften und deinem ganzen Gemüte! Und du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“

»So ist es, du hast gut geantwortet. Tue das, und du wirst das ewige Leben erlangen.«

»Aber wer ist denn mein Nächster? Die Welt ist voll von guten und bösen Menschen, von Bekannten und Unbekannten, von Freunden und Feinden Israels. Wer ist also mein Nächster?«

»Ein Mann stieg durch die Schluchten der Gebirge von Jerusalem nach Jericho hinab. Er wurde von Räubern überfallen. Sie schlugen ihn grausam, beraubten ihn all seiner Habe, selbst seiner Gewänder, und ließen ihn mehr tot als lebendig am Rand der Straße liegen.

Kurz darauf kam ein Priester des Weges, der seinen Dienst im Tempel beendet hatte. Oh, er duftete noch nach den Räucherpfannen des Heiligtums! Auch seine Seele hätte nach übernatürlicher Güte und Liebe duften müssen, da er im Haus Gottes, sozusagen in Berührung mit dem Allerheiligsten, gewesen war. Der Priester aber hatte es eilig, nach Hause zu kommen. Er schaute daher den Verletzten an, blieb aber nicht stehen, sondern ging eiligst weiter und überließ den Unglücklichen seinem Schicksal.

Dann zog ein Levit vorbei. Er, der im Tempel diente, sollte sich verunreinigen? Das kam nicht in Frage. Er raffte sein Gewand, damit es nicht vom Blut beschmutzt werde, warf einen flüchtigen Blick auf den, der jammernd in seinem Blut lag, und begab sich rasch nach Jerusalem zum Tempel.

Als dritter kam ein Samariter, der von Samaria zur Furt zog. Er sah das Blut, blieb stehen, entdeckte den Verletzten in der Dämmerung, stieg vom Esel, näherte sich ihm, labte ihn mit einem Schluck kräftigen Weines, zerriß seinen Mantel, um daraus Binden zu machen, und nachdem er die Wunden zuerst mit Essig gewaschen und dann mit Öl gesalbt hatte, verband er ihn liebevoll. Schließlich lud er den Verletzten auf seinen Esel und führte vorsichtig das Tier, wobei er gleichzeitig den Verletzten festhielt und ihn mit guten Worten tröstete, ohne auf die Mühe oder dessen jüdische Nationalität zu achten. In der Stadt angekommen, brachte er ihn in eine Herberge, wachte die ganze Nacht bei ihm, und am nächsten Morgen, als er sah, daß es ihm besser ging, vertraute er ihn dem Gastwirt an, zahlte im voraus und sagte: „Trage Sorge für ihn, als wäre ich es selbst. Bei meiner Rückkehr will ich dir erstatten, was du mehr ausgegeben hast, und zwar reichlich, wenn du ihn gut behandelst.“ Dann ging er fort.

Lehrer des Gesetzes, antworte mir: welcher von diesen dreien war dem, der von den Räubern überfallen worden war, der Nächste? Vielleicht der Priester? Vielleicht der Levit? Oder nicht vielmehr der Samariter, der nicht danach fragte, wer der Verletzte sei, warum er verletzt war und ob er gut daran tat, ihm Hilfe zu leisten, da er dadurch Geld und Zeit verlor und zudem Gefahr lief, als Schuldiger angeklagt zu werden?«

Der Gesetzeslehrer antwortet: »Letzterer war ihm der Nächste, da er Mitleid mit ihm hatte und ihm Barmherzigkeit widerfahren ließ.«

»Tue das gleiche und liebe den Nächsten und Gott im Nächsten, und du wirst das ewige Leben verdienen.«

Niemand wagt es nun, etwas zu sagen, und Jesus benutzt die Gelegenheit, um die Frauen einzuholen, die bei der Umfassungsmauer auf ihn warten, und mit ihnen wieder in die Stadt zu gehen. Indessen hat sich den Jüngern auch ein Priesterpaar angeschlossen, oder besser: ein Priester und ein Levit, letzterer noch sehr jung, der andere wie ein Patriarch.

Doch Jesus spricht jetzt mit seiner Mutter, und Margziam steht zwischen ihnen. Er fragt sie: »Hast du mich gehört, Mutter?«

»Ja, mein Sohn, und zur Traurigkeit Marias des Klopas hat sich die meinige gesellt. Sie hat geweint, kurz bevor sie den Tempel betreten hat ... «

»Ich weiß es, Mutter. Ich kenne auch den Grund. Aber sie soll nicht weinen. Nur beten!«

»Oh, sie betet viel! Alle diese Abende hat sie in ihrer Hütte neben den schlafenden Söhnen gebetet und geweint. Ich habe es gehört durch die dünne Wand aus Zweigen. Sie sah Josef und Simon so nahe und doch so fern ... ! Sie ist nicht die einzige, die weint. Bei mir hat Johanna, die dir so heiter erscheint, auch geweint ... «

»Warum Mutter?«

»Weil ... Chuza ... ein so ... unerklärliches Benehmen hat. Manchmal ist er freundlich zu ihr, und dann weist er sie wieder in allem zurück. Wenn sie allein sind und niemand sie sehen kann, ist er der vorbildliche Mann wie immer. Doch wenn andere Leute bei ihm sind, vom Hof natürlich, wird er herrisch und verächtlich gegen seine sanfte Frau. Sie versteht nicht, warum ... «

»Ich will es dir sagen. Chuza ist ein Diener des Herodes. Verstehe mich, Mutter: „ein Diener“. Ich sage es Johanna nicht, um ihr kein Leid zu bereiten. Aber es ist so. Wenn er nicht den Tadel und den Spott des Herrschers zu befürchten hat, ist er der gute Chuza. Wenn er sie jedoch zu befürchten hat, ist er es nicht mehr.«

»Es ist so, weil Herodes wegen Manaen so erzürnt ist ... «

»Es ist so, weil Herodes ganz außer sich ist wegen der nachträglichen Gewissensbisse, die ihm sein Nachgeben gegenüber Herodias verursacht. Doch Johanna hat schon so viel Gutes in ihrem Leben gehabt. Sie muß unter ihrem Diadem auch den Bußgürtel tragen.«

»Auch Annalia weint ... «

»Warum?«

»Weil ihr Bräutigam gegen dich ist.«

»Sie soll nicht weinen. Sage es ihr. Es ist ein Beschuß Gottes. Es ist göttliche Güte. Ihr Opfer wird Samuel wieder zum Guten führen. Vorerst wird er nicht auf die Eheschließung drängen. Ich habe ihr versprochen, sie mit mir zu nehmen. Sie wird mir im Tod vorangehen ... «

»Sohn ... !«

Maria umklammert die Hand Jesu und wird bleich.

»Liebe Mutter! Es ist für die Menschen. Du weißt es. Es geschieht aus Liebe zu den Menschen. Wir wollen unseren Kelch mit gutem Willen trinken. Nicht wahr?«

Maria schluckt ihre Tränen hinunter und antwortet: »Ja.« Ein schmerzerfülltes, herzzerreibendes »Ja«.

Margziam hebt das Gesichtlein und sagt zu Jesus: »Warum sagst du so schlimme Dinge, die der Mutter Schmerz bereiten? Ich werde dich nicht sterben lassen. So wie ich die Lämmlein verteidigt habe, so will ich auch dich verteidigen.«

Jesus liebkost ihn, und um das Gemüt der beiden Betrübten zu erleichtern, fragt er das Kind: »Was werden wohl deine Schäflein machen? Trauerst du ihnen nicht nach?«

»Oh, ich bin ja bei dir! Doch denke ich immer an sie und frage mich: „Hat Porphyria sie wohl auf die Weide geführt? Hat sie auch aufgepaßt, daß Spuma nicht in den See fällt?“ Weißt du, Spuma ist sehr lebhaft. Ihre Mutter ruft sie und ruft ... Aber was hilft es? Sie macht, was sie will, und Neve, der so gefräßig ist, daß er nicht weiß, wann es genug ist und krank wird? Weißt du, Meister? Ich verstehe, was es bedeutet, in deinem Namen Priester zu sein. Mehr als die anderen verstehe ich es. Sie (und er weist mit der Hand auf die Apostel, die hinterher kommen) sagen viele große Worte, machen viele Pläne ... für später. Ich sage: „Ich will der Hirte sein, wie für die Schäflein, und ebenso für die Menschen. Das wird genügen.“ Meine und deine Mutter hat mir gestern so etwas Nettes von den Propheten erzählt ... Sie hat gesagt: „Genau so ist unser Jesus.“ Ich habe in meinem Herzen gedacht: „Ich will auch so sein.“ Darauf habe ich zu unserer Mutter gesagt: „Ich will auch so sein. Jetzt bin ich noch ein Lamm, bald aber werde ich ein Hirte sein. Jesus hingegen ist Hirte und wird später Lamm sein. Du aber bist immer das Lamm, nur unser Lamm, weiß, schön, lieb und mit Worten, die süßer sind als Milch. Gerade deshalb ist Jesus so sehr das Lamm: weil er aus dir, dem Lämmlein des Herrn, geboren wurde.“«

Jesus neigt sich nieder und küßt ihn herzlich. Dann fragt er: »Willst du wirklich Priester werden?«

»Aber gewiß, mein Herr! Deswegen versuche ich ja, gut zu sein und viel zu lernen. Ich gehe immer zu Johannes von En-Dor. Er behandelt mich stets als Mann und mit viel Güte. Ich will ein Hirte der verirrten und nicht verirrten Schäflein werden und der Arzt und Hirte der Verwundeten oder Zerbrochenen, wie der Prophet sagt. Oh, wie schön!« Das Kind macht einen Freudensprung und klatscht in die Hände.

»Was hat denn diese Grasmücke, daß sie so fröhlich ist?« fragt Petrus, der näher kommt.

»Er sieht sein Leben ganz klar bis zum Ende, und ich weihe diese seine Vision mit meinem „Ja“.“

Sie bleiben vor einem hohen Haus stehen, das, wenn ich nicht irre, in der Nähe des Vororts Ofel liegt, doch in einem eher herrschaftlichen Viertel.

»Werden wir hier bleiben?«

»Dies ist das Haus, das Lazarus mir für das Freudenfestmahl angeboten hat. Maria ist auch schon hier.«

»Warum ist sie nicht mit uns gekommen? Aus Furcht vor Spott?«

»O nein! Ich habe es ihr befohlen.«

»Warum, Herr?«

»Weil der Tempel empfindlicher ist als eine schwangere Frau. Solange ich kann, und nicht aus Feigheit, will ich ihn nicht reizen.«

»Das wird dir nichts nützen, Meister. Ich würde ihn an deiner Stelle nicht nur reizen, sondern ihn den Berg Morija hinunterwerfen, mit allen, die darin sind.«

»Du bist ein Sünder, Simon! Man muß für seinesgleichen beten und sie nicht töten.«

»Ich bin ein Sünder. Aber du nicht ... und du solltest es tun!«

»Einer wird es schon tun. Aber erst nachdem das Maß der Sünde voll ist.«

»Welches Maß?«

»Ein Maß, das den ganzen Tempel füllen und sogar Jerusalem überschwemmen wird. Du kannst es nicht verstehen ... Oh, Marta! Öffne also dem Pilger dein Haus.«

Marta macht sich bemerkbar und öffnet. Alle betreten einen langen Vorräum, der in einem gepflasterten Hof mit vier Bäumen in den vier Ecken endet. Ein weiter Saal öffnet sich über dem Erdgeschoß, und durch die offenen Fenster sieht man die ganze Stadt mit ihren auf- und abführenden Straßen und Gassen. Ich schließe daraus, daß das Haus an den südlichen oder südöstlichen Hängen der Stadt liegt.

Der Saal ist für sehr viele Gäste hergerichtet. Die Tische sind parallel zueinander aufgestellt. Hundert Personen können hier leicht bewirtet werden. Maria Magdalena, die in den Vorratskammern beschäftigt war, eilt herbei und wirft sich vor Jesus nieder. Dann kommt auch Lazarus mit einem seligen Lächeln auf seinem kränklichen Antlitz.

Nach und nach treten die Gäste ein, die einen leicht verlegen, die anderen etwas selbstsicherer. Doch die Liebenswürdigkeit der Frauen bewirkt, daß sich bald alle wie zu Hause fühlen.

Der Priester Johannes führt die beiden, die er aus dem Tempel geholt hat, zu Jesus.

»Meister, mein guter Freund Jonatan und mein jugendlicher Freund Zacharias. Sie sind wahre Israeliten ohne Bosheit und Arglist.«

»Der Friede sei mit euch! Ich freue mich, euch hier zu haben. Der Ritus soll auch bei diesen frohen Bräuchen eingehalten werden. Es ist schön, daß der alte Glaube dem neuen, der dem gleichen Stamm entspringt, die Freundeshand reicht. Setzt euch an meine Seite, bis die Stunde der Mahlzeit kommt.«

Der Patriarch Jonatan spricht, während der junge Levit neugierig da und dorthin schaut, erstaunt und vielleicht auch eingeschüchtert. Ich glaube, er möchte ein gewandtes Benehmen an den Tag legen, aber in Wirklichkeit ist er wie ein Fisch außerhalb des Wassers. Glücklicherweise kommt ihm Stephanus zu Hilfe und stellt ihm nacheinander die Apostel und die wichtigsten Jünger vor.

Der alte Priester streicht seinen schneeweissen Bart und sagt: »Als Johannes zu mir kam, ausgerechnet zu mir, seinem Lehrmeister, um mir seine Heilung anzuseigen, hatte ich den Wunsch, dich kennenzulernen. Meister, ich verlasse kaum mehr meine Behausung. Ich bin alt ... Ich habe jedoch gehofft, dich noch vor meinem Tod kennenzulernen, und Jahwe hat mich erhört. Ihm sei Preis dafür!«

Heute habe ich dich im Tempel gehört. Du überragst Hillel, den Alten, den Weisen. Ich will und kann nicht daran zweifeln, daß du es bist, den mein Herz erwartet. Aber du weißt, was es heißt, achtzig Jahre lang den Glauben Israels eingeatmet zu haben, so wie er in Jahrhunderten ... menschlicher Ausformung geworden ist. Er ist in unser Blut übergegangen. Ich bin schon so alt! Wenn man dir zuhört, ist es, als ob man dem Plätschern einer frischen Quelle lausche. O ja! Ein jungfräuliches Wasser! Aber ich ... ich bin

durchtränkt von abgestandenem Wasser, das von sehr weit herkommt ... und das mit so vielen Dingen beschwert ist. Was soll ich tun, um mich dieser Sättigung zu entledigen und dich zu kosten?«

»An mich glauben und mich lieben! Anderes ist für den gerechten Jonatan nicht erforderlich.«

»Doch ich werde bald sterben! Werde ich Zeit haben, alles zu glauben, was du sagst? Ich bin kaum mehr imstande, allen deinen Worten zu folgen oder sie durch den Mund eines anderen kennenzulernen. Was bleibt mir also zu tun?«

Du wirst sie im Himmel erlernen. Nur der Verdammte stirbt der Weisheit, während der in Gottes Gnade Sterbende das wahre Leben erlangt und in der Weisheit lebt. Was glaubst du, wer ich bin?«

»Du kannst kein anderer sein als der Erwartete, dessen Vorläufer der Sohn meines Freundes Zacharias war. Hast du ihn gekannt?«

»Er war mit mir verwandt!«

»Oh, dann bist du also ein Verwandter des Täufers?«

»Ja, Priester!«

»Er ist tot ... und ich kann nicht sagen: Unglücklicher!, denn er ist nach Erfüllung seiner Sendung in Gerechtigkeit gestorben und ... O schreckliche Zeiten, in denen wir leben müssen! Ist es nicht besser, in Abrahams Schoß zurückzukehren?«

»Ja, Priester! Aber es werden noch bitterere Zeiten kommen.«

»Wirklich? Wohl durch Rom?«

»Nicht durch Rom allein! Das sündhafte Israel wird die Hauptschuld tragen.«

»Es ist wahr. Gott schlägt uns. Wir verdienen es. Aber auch Rom ... Hast du von den Galiläern gehört, die Pilatus, während sie ein Opfer darbrachten, töten ließ? Ihr Blut hat sich mit dem Blut des Opfertieres vermischt. Bis zum Altar sind sie gekommen!«

»Ich habe davon gehört.«

Alle Galiläer geben ihrem Zorn über diese Gewalttat durch lautes Geschrei Ausdruck: »Es ist wahr, daß er ein falscher Messias war. Aber warum seine Jünger töten, nachdem sie ihn bereits geschlagen hatten? Warum zu jener Stunde? Waren sie vielleicht größere Sünder?«

Jesus gebietet Ruhe und sagt: »Ihr fragt euch, ob sie größere Sünder als viele andere Galiläer gewesen sind und ob sie aus diesem Grund getötet wurden? Nein, das waren sie nicht. Wahrlich, ich sage euch, daß sie bezahlt haben und daß viele andere noch bezahlen werden, wenn ihr euch nicht zum Herrn bekehrt. Wenn ihr nicht alle Buße tut, geht ihr alle ebenso zugrunde, in Galiläa und anderswo. Gott ist erzürnt über sein Volk. Ich sage es euch. Man soll nicht glauben, daß die Bestraften immer die Schlimmsten sind. Jeder prüfe sich selbst, urteile über sich selbst, und nicht über andere. Auch jene achtzehn, auf welche der Turm von Schiloach stürzte und sie tötete, waren nicht die größten Sünder in Jerusalem. Ich sage es euch. Tut Buße, wenn ihr nicht zermalmt werden wollt wie sie, auch nicht dem Geist nach. Komm, Priester Israels! Die Tafel ist gedeckt. Du sollst aufopfern und segnen, denn der Priester muß immer geehrt werden für das, was er vertritt und woran er erinnert, und du bist der Patriarch unter uns, die wir alle jünger sind.«

»Nein, Meister! Nein! In deiner Gegenwart kann ich es nicht tun. Du bist der Sohn Gottes!«

»Du opferst auch den Weihrauch vor dem Altar. Glaubst du vielleicht nicht, daß Gott auch dort zugegen ist?«

»Ja, das glaube ich! Mit all meinen Kräften!«

»Also? Wenn du nicht zitterst bei der Aufopferung vor der allerheiligsten Herrlichkeit des Allerhöchsten, weshalb willst du dann zittern vor der Barmherzigkeit, die sich in Fleisch gekleidet hat, um auch dir den Segen Gottes zu bringen, bevor es für dich Nacht wird?«

Oh, wißt ihr denn nicht, daß ich den Schleier des Fleisches über meine unfaßbare Gottheit gelegt habe, damit sich der Mensch Gott nähern kann, ohne sterben zu müssen? Komm, glaube und sei glücklich! In dir verehre ich alle heiligen Priester von Aaron angefangen bis zum letzten gerechten Priester Israels, der vielleicht du bist; denn wahrlich, die priesterliche Heiligkeit liegt bei uns danieder wie eine Pflanze ohne Wasser.«

Anmerkung:

Das Kapitel enthält vergleichbare Abschnitte aus dem Lukasevangelium: 14,25-33 / 19,11-27 / 10,25-37 / 13,1-5